

2. Wo bist du Gott – Kann ich dich finden?

„Jechiel, der Enkel eines Rabbis spielte mit einem anderen Jungen Verstecken. Er verbarg sich gut und wartete, dass ihn die anderen suchten. Als er schon lange gewartet hatte, kam er schließlich aus seinem Versteck; aber die anderen waren nirgends mehr zu sehen. Da merkte Jechiel, dass der andere ihn von Anfang an gar nicht gesucht hatte. Darüber musste er weinen, kam weinend in die Stube seines Großvaters gelaufen und beklagte sich über den Spielverderber. Da flossen auch Rabbi Baruch die Augen über und er sagte: „So spricht Gott auch: ‚Ich verberge mich, aber keiner will mich suchen.‘“

Martin Buber hat uns diese Geschichte in den „Erzählungen der Chassidim“ überliefert. Wie kommt die Botschaft bei Ihnen an? Sie suchen Gott, mühen sich ab, ihn zu finden, sind vielleicht enttäuscht, dass Sie so wenig von ihm spüren in Ihrem Leben – Gott aber spielt Verstecken mit Ihnen, mit uns allen, und ist seinerseits enttäuscht, dass wir ihn zu wenig suchen. Ist das nicht fast schon ein wenig zynisch?

Diese Geschichte führt uns mitten hinein in unsere Schwierigkeiten Gott zu suchen, zu finden, zu erfahren. Es ist wie bei Kindern, die nach unterschiedlichen Spielregeln spielen ohne es zu merken; und so laufen sie ständig aneinander vorbei oder geraten in Streit miteinander. Schauen wir uns die Spielregeln dieses eigenartigen Versteckspiels daher einmal näher an. Vielleicht können wir uns ja doch noch einigen.

Ich habe im 1. Impuls etwas provokativ gesagt: Einen Gott, den „es gibt“, gibt es nicht! Damit habe ich gemeint: Gott ist nicht vorhanden wie ein Gegenstand oder auch eine Pflanze, ein Tier, ein Mensch. Und darum kann ich ihn auch nicht suchen und schon gar nicht finden wie einen Gegenstand, den ich verlegt habe oder ein Kind, das mir davongelaufen ist. Solange ich „etwas“ suche, etwas Bestimmtes finden oder erfahren möchte, suche ich nicht Gott. Und wenn mir jemand sagt: «Ich habe Gott gefunden!» dann bin ich eher skeptisch und möchte antworten: «Was immer du gefunden hast – es kann kaum Gott sein, denn Gott ist nicht fassbar und begreifbar.» Brauchen wir dann gar nicht erst zu suchen und nach Gott zu fragen – wenn wir ihn doch nicht finden können? Doch, wir können, dürfen, sollen sogar nach Gott suchen und fragen. Aber oft müssen wir erst wieder lernen richtig zu suchen und richtig zu fragen. Die Bibel und geistliche Geschichten wie die der Chassidim geben uns hier wichtige Hinweise. Ein paar Beispiele möchte ich nennen.

Im 1. Kapitel des Johannes-Evangeliums steht folgende Begebenheit: *„Am Tag darauf stand Johannes wieder am Jordan, und zwei seiner Jünger standen bei ihm. Als Jesus vorüberging, richtete Johannes seinen Blick auf ihn und sagte: Seht, das Lamm Gottes! Die beiden Jünger hörten, was er sagte, und folgten Jesus. Jesus aber wandte sich um, und als er sah, dass sie ihm folgten, fragte er sie: Was wollt ihr? Sie sagten zu ihm: Rabbi - das heißt übersetzt: Meister -, wo wohnst du? Er antwortete: Kommt und seht! Da gingen sie mit und sahen, wo er wohnte, und blieben jenen Tag bei ihm.“* (Vgl. Joh 1, 35-39)

Jesus verteilt keine Visitenkarten. Wer wissen will, wo er wohnt, muss mitgehen, sich auf ihn einlassen, bei ihm bleiben. Nur so kann er etwas erfahren. Hiermit gibt uns Jesus einen ersten und wichtigen Hinweis für unsere Suche nach Gott. Denn auch Gott antwortet uns auf unsere Frage: «Wo bist du?» *„Komm und sieh!“*. Das ist keine Ortsangabe, sondern die Einladung, sich von Gott selbst den Weg zeigen zu lassen. Im Mit-Gehen, nicht im distanzierten Fragen, erschließt sich Gottes Gegenwart.

Eine andere chassidische Geschichte greift das Bild vom Wohnen auf. Der Schüler fragt: «Wo wohnt Gott?» Und der Rabbi antwortet: «Gott wohnt, wo man ihn einlässt.» *Einlassen* also heißt das Zauberwort. Gott lässt mich ein – ich lasse Gott ein; Gott lässt sich auf mich ein – ich lasse mich auf Gott ein. Nach Gott suchen und fragen lernen, heißt zuerst *einlassen* lernen.

Wenn aber *einlassen* so wichtig ist, ergibt sich daraus: Gott ist eher innen zu finden als außen. Und das gilt in dreifacher Weise:

- Gott ist in mir und in meinem Leben
- Gott ist in den anderen Menschen und in ihrem Leben
- Gott ist in seiner ganzen Schöpfung

Beginnen wir bei uns selbst. Der Mystiker Meister Eckehart sagt: *„Einfältige Leute glauben, sie sollten Gott so sehen, als stünde er dort und sie hier. Das ist nicht so. Gott und ich sind eins.“*¹ Das ist für viele ein ungewohnter und fremder, aber auch missverständlicher Gedanke: Gott und ich sind eins. Das Missverständnis wäre: Also bin ich Gott. Nein, ich bin nicht Gott, sondern bin und bleibe sein Geschöpf. Aber ich bin nicht getrennt von ihm. Der zweite Schöpfungsbericht drückt das in einem Bild aus: *„Gott blies in seine Nase den Lebensatem. So wurde der Mensch zu einem lebendigen Wesen.“* (vgl. Gen 2,7). Hier ist nicht von Sauerstoffatomen die Rede. Gott selbst ist der Lebensatem, durch den der Mensch zu einem lebendigen Wesen wird. Gott also ist das Leben in mir, in uns. Paulus kann daher in Athen von Gott sagen: *„Denn in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir, wie auch einige von euren Dichtern gesagt haben: Wir sind von seiner Art.“* (Apg 17,28). Darum gilt: Gott suchen, heißt, mich selbst suchen – und mich selbst suchen heißt Gott suchen. In dem schon im letzten Vortrag zitierten Buch *„Der Sprung in den Brunnen“* von Hubertus Halbfas, einer Gebetschule auf dem Hintergrund der Mystik von Meister Eckehart, bringt es ein Zwiegespräch zwischen Schüler und Lehrer auf den Punkt. Der Schüler fragt: *„Kann es sein, dass wir keine eigenen Erfahrungen mit Gott machen, weil wir uns selbst am liebsten aus dem Wege gehen?“* Und der Lehrer antwortet: *„Wenn wir in uns selbst unbehaust sind, treiben uns Angst, Unruhe und Überdruß um: Die an ihrem eigenen Elend kranke Seele mag sich selbst nicht ertragen.“ – „Meinst du, auf diese Weise litten wir an unserer Gottesferne?“ – „Ja.“ – „Weil die Trennung vom eigenen Seelengrund uns vor uns selbst fremd macht?“ – „So ist es. Ohne Gott mangelt uns die Übereinstimmung mit uns selbst. Wer aber Gott findet, findet auch sich und mag dann tun, was er will: Es wird ihm alles Gebet sein.“*²

Teresa von Avila hat die gleichen Gedanken in wunderschöne Verse gekleidet:

*„Seele, suche dich in Mir, - und Seele, suche Mich in dir.
Die Liebe hat in meinem Wesen dich abgebildet treu und klar;
kein Maler lässt so wunderbar, Seele, deine Züge lesen.
Hat doch die Liebe dich erkoren als meines Herzens schönste Zier;
bist du verirrt, bist du verloren, Seele, suche dich in Mir.

In meines Herzens Tiefe trage Ich dein Porträt, so echt gemalt;
sähest du, wie es vor Leben strahlt, verstummte jede bange Frage.
Und wenn dein Sehnen Mich nicht findet, dann such' nicht dort und such' nicht hier;
gedenk, was dich im Tiefsten bindet, und, Seele, suche Mich in dir.
Du bist mein Haus und meine Bleibe, bist meine Heimat für und für;
Ich klopfe stets an deine Tür, dass dich kein Trachten von Mir treibe.
Und meinst du, ich sei fern von hier, dann ruf Mich, und du wirst erfassen,
dass ich dich keinen Schritt verlassen: und, Seele, suche Mich in dir.“*

Wenn aber Gott in mir ist und ich ihn in mir finde, wenn ich mich auf mich selbst einlasse, dann ist er auch in jedem anderen Menschen, und ich finde ihn auch, wenn ich mich auf meine Mitmenschen einlasse.

¹ Hubertus Halbfas, *Der Sprung in den Brunnen*, Düsseldorf 1981, Seite 118

² ebd. Seite 127 f

Biblisch ist diese Wirklichkeit am prägnantesten ausgedrückt im Matthäus-Evangelium, wenn der Weltenrichter sagt: Was ihr dem geringsten meiner Brüder – und wir können ergänzen: meiner Schwestern – getan oder nicht getan habt, das habt ihr mir getan oder eben auch nicht. (Vgl. Mt 25) Gott identifiziert sich mit seinen Geschöpfen, die er nach seinem Bild geschaffen hat, besonders mit den Armen und Benachteiligten. Darum weisen schon die Propheten im AT darauf hin: Der beste Gottesdienst ist der Dienst an den Armen.

Und im Gleichnis vom Barmherzigen Samariter, das Jesus erzählt, handeln nicht die Priester Gott wohlgefällig, die schnurstracks in den Tempel eilen, sondern der Mann aus Samaria (über den die Juden die Nase gerümpft haben), der dem Opfer hilft, das unter die Räuber gefallen ist. (Vgl. Lk 10,30-37)

Dabei fällt es uns sicher nicht schwer, Gott in den Menschen zu entdecken, die uns sympathisch sind oder die unmittelbar unser Mitleid erwecken (was vom Griechischen her fast dasselbe ist: mitleiden heißt sympathiein). Schwieriger wird es bei denen, die uns gegen den Strich gehen, die unseren - z.B. moralischen - Vorstellungen nicht entsprechen, die wir gar für gottlos halten – so wie die Juden die Samariter. Aber genau dann kommt es darauf an. Der Dichter Kurt Marti sagt es so:

„Denen wir lieber aus dem Weg gehen – sind dein Weg.

Die wir lieber nicht sehen möchten – sind dein Blick.

Die wir lieber nicht hören möchten – sind deine Stimme.

So ist das. – Und so: Bist Du.“³

Gott suchen und finden lernen heißt also zweitens: lernen, sich auf die Menschen einzulassen – besonders dann, wenn diese uns fremd und unsympathisch erscheinen. Eine ganz schöne Herausforderung!

Fehlt noch der dritte Punkt: Gott ist gegenwärtig in seiner Schöpfung. Paulus schreibt an die Römer: *„Denn was man von Gott erkennen kann, ist ihnen (den Menschen) offenbar; Gott hat es ihnen offenbart. Seit Erschaffung der Welt wird seine unsichtbare Wirklichkeit an den Werken der Schöpfung mit der Vernunft wahrgenommen, seine ewige Macht und Gottheit.“* (Röm 1,19f) So wie wir aus einem Bild auf den Maler, aus einem Musikstück auf den Komponisten, aus einem Brief auf seinen Verfasser oder seine Verfasserin schließen können, so können wir aus der Schöpfung auf ihren Schöpfer schließen.

Auch das mag wieder angesichts der schönen Dinge leicht und naheliegend sein, ist aber nicht darauf beschränkt. Der Jesuit Alfred Delp schreibt aus dem Gefängnis, wo er auf seine Verurteilung und Hinrichtung wartet:

„Das eine ist mir so klar und spürbar wie selten: die Welt ist Gottes so voll.

Aus allen Poren der Dinge quillt er gleichsam uns entgegen.

Wir aber sind oft blind. Wir bleiben in den schönen und bösen Stunden hängen und erleben sie nicht durch bis an den Brunnenpunkt, an dem sie aus Gott herausströmen.

Das gilt für alles Schöne und auch für das Elend.

In allem will Gott Begegnung feiern und fragt und will die anbetende, hingebende Antwort.

Die Kunst und der Auftrag ist nur dieser, aus diesen Einsichten und Gnaden dauerndes Bewusstsein und dauernde Haltung zu machen, bzw. werden zu lassen.

Dann wird das Leben frei in der Freiheit, die wir oft gesucht haben.“⁴

Mit diesen Gedanken faltet Delp aus, was der Gründer seines Ordens, Ignatius von Loyola auf die kurze und bekannte Formel gebracht hat: *„Gott suchen und finden in allen Dingen.“*

³ Kurt Marti, Ungrund der Liebe: Klagen, Wünsche Lieder. Radius-Verlag, Stuttgart 1987, S. 29)

⁴ Alfred Delp, Gesammelte Schriften, hg. von Roman Bleistein, 5 Bände, Frankfurt/M 1982-88, Bd. IV, S. 26 f

Und auch hier geht es wieder um das Sich-Einlassen. *„Wir bleiben in den schönen und bösen Stunden hängen und erleben sie nicht durch bis an den Brunnenpunkt, an dem sie aus Gott herausströmen.“* Den Dingen auf den Grund gehen. Nicht an der Oberfläche hängen bleiben! Das ist schwer in unserer hektischen Zeit, in der wir Getriebene sind und kaum einmal Zeit haben, um durchzuatmen.

Und so gelingt es uns kaum, Gott zu entdecken in dieser scheinbar so gottlosen Welt. Aber die Welt ist nicht gottlos, sie kann es niemals sein. Es liegt an uns, uns soweit einzulassen auf das, was ist und geschieht, bis wir den Punkt erkennen, an dem es, wie Delp sagt, aus Gott hervorkommt. Und dann werden wir auch wieder Gott selbst entdecken können – gerade da, wo wir es nicht vermuten.

«Wo bist du, Gott – kann ich dich finden?» «Ja, du kannst mich finden: in dir selbst, in deinen Mitmenschen, in allem, was ist und geschieht. Du brauchst dich nur darauf einzulassen und vielleicht den Blick ein wenig schulen.»

Dazu zum Schluss noch eine kleine Geschichte:

„Jeden Tag ging Nasrudin mit seinem Esel über die Grenze, die Lastkörbe hoch mit Stroh beladen. Da er zugab, ein Schmuggler zu sein, durchsuchten ihn die Grenzwatchen immer wieder.“

Sie machten Leibesvisitationen, siebten das Stroh durch, tauchten es ins Wasser und verbrannten es sogar von Zeit zu Zeit. Nasrudin wurde unterdessen sichtlich wohlhabender.

Schließlich setzte er sich zur Ruhe und zog in ein anderes Land. Dort traf ihn Jahre später einer der Zollbeamten. „Jetzt könnt Ihr mir es ja verraten, Nasrudin“, sagte er. „Was habt ihr damals nur geschmuggelt, als wir Euch nie etwas nachweisen konnten?“

„Esel habe ich geschmuggelt“, sagte Nasrudin.“⁵

Tja, das Naheliegende übersehen wir halt oft zu leicht.

© Pfr. Walter Mückstein

⁵ Halbfas, a.a.O. Seite 103